

Ungleiche und unterschiedliche biographische (Un-)Sicherheit: konzeptioneller Wandel und Perspektiven für die Ungleichheitsforschung

Zinn, Jens O.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Zinn, J. O. (2006). Ungleiche und unterschiedliche biographische (Un-)Sicherheit: konzeptioneller Wandel und Perspektiven für die Ungleichheitsforschung. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 4595-4602). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-141910>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Ungleiche und unterschiedliche biographische (Un-)Sicherheit: Konzeptioneller Wandel und Perspektiven für die Ungleichheitsforschung

Jens O. Zinn

Biographische Unsicherheit als Folge von gesellschaftlichen Individualisierungs- und individuellen Biographisierungsprozessen lenkt den Blick auf institutionelle und sozio-kulturelle Veränderungen. Dabei blieben in der Forschungspraxis Schichten- oder Klassenzugehörigkeit sowie herkunftsspezifische Unterschiede, die durch die ungleiche Verteilung von Ressourcen (beispielsweise kulturellem Kapital) befördert werden oft unterbelichtet. Gleichzeitig gibt es Hinweise auf die Zunahme von Unterschiedlichkeiten bei der Lebensgestaltung, ohne dass sich diese Unterschiede etwa in Lebensstilen, Lebensplanung und biographischer Unsicherheitsbearbeitung zwangsläufig und in eindeutiger Weise in sozialen Ungleichheiten niederschlagen würden. Jüngst scheint das Pendel wissenschaftlicher Konjunkturen von kultureller Multioptionalitäten und Individualisierungssemantiken wieder zurückzuschwingen zum Bewusstsein anhaltender sozialstruktureller Differenzen. Es stellt sich daher heute die Frage wie Forschung den Wandel hinsichtlich sozialer Ungleichheiten konzeptionalisieren und untersuchen kann, ohne in die alte Klassenorthodoxie zurückzufallen und ohne bestehende Ungleichheitsverhältnisse in einer ungleichheitsunspezifischen Individualisierungssemantik aus dem Blick zu verlieren.

Im Folgenden wird der Begriff biographische Unsicherheit resümiert und die Entwicklung unsicherheitstheoretischer Forschungsperspektiven im Kontext sozialer Ungleichheit skizziert. Abschließend werden konzeptionelle Perspektiven für die Forschung aufgezeigt.

Was ist biographische (Un-)Sicherheit?

Wenn wir heute von biographischer Sicherheit bzw. biographischer Unsicherheit sprechen, so können zumindest drei Ebenen unterschieden werden (vgl. Wohlrab-Sahr 1993: 10f.; Zinn/Eßer 2003: 49f.; Zinn 2004: 204f.): Zum einen geht es um die strukturell verfügbaren und kulturell denkbaren Handlungsbedingungen und Semantiken auf der sozialen Makro-Ebene, die einen objektiven Möglichkeitsraum konstituieren. Davon unterscheidet sich die Erwartungsbildung auf der Subjekt-

ebene, die auf die handelnden Akteure zurückverweist. Es geht dann darum inwieweit welche Erwartungen hinsichtlich der Zukunft entwickelt werden. Schließlich kann auch auf einer Ebene von Selbstsicherheit und Unsicherheitsgefühlen analysiert werden, das heißt inwieweit kognitive Mehrdeutigkeiten oder Eindeutigkeiten als verunsichernd oder sichernd erlebt werden. Es hat sich gezeigt, dass alle Ebenen in einem mehr oder weniger lockeren Zusammenhang stehen. Individuelle Erwartungsbildung kann von der institutionellen Rahmgebung und kulturellen Normaltätsschemata abweichen. Unsicherheiten können dabei aus vielerlei Gründen entstehen, etwa wenn Zweifel besteht, ob Normen erfüllt werden können, aber auch aus dem Zweifel und der Erfahrung unklarer Arbeitsplatzsicherheit. Mehrdeutige Situationen werden intuitiv als Unsicherheitsgefühle auslösend interpretiert. Umgekehrt können auch gerade kognitive Uneindeutigkeiten von positiven Gefühlen begleitet werden. Allein schon die verschiedenen Ebene laden zur Analyse ihrer wechselseitigen Verstrickungsverhältnisse ein und zur Diskussion darüber, welche Faktoren sie beeinflussen oder bestimmen.

In der Forschung – das gilt auch für die Forschung zu sozialer Ungleichheit – werden Unsicherheitsfragen oft nicht explizit theoretisiert, sondern intuitiv interpretiert. Dabei fallen sozialstrukturelle, kognitive und emotionale Aspekte von Unsicherheit zusammen.

Das gilt etwa für Untersuchungen aus der Jugendforschung über die Identitätsbildung bei Jugendlichen (Baethge u.a. 1988), die Fälle aus den Analysen ausschlossen, die keine kohärenten Lebensentwürfe entwickelt hatten und damit Unsicherheit und Uneindeutigkeit biographischer Erwartungen nicht in eindeutige Zukunftserwartungen transformiert hatten. Geissler und Oechsle (1996) entschieden sich bei ihrer Studie zur Lebensplanung junger Frauen, die »Nicht-Planung« oder das »inden-Tag-hinein-leben« nicht als Planungsform zu betrachten, da sie nicht ihren normativen Vorstellung eigenständiger Lebensgestaltung entsprechen würden. Auch hier steht die positive Bewertung der Sicherung von Eindeutigkeit und Vorhersehbarkeit einer negativen Bewertung von Offenheit gegenüber. Schließlich bleibt etwa auch Behringer (1998) einer Perspektive verhaftet, die Unsicherheit als etwas prinzipiell Negatives und zu Bewältigendes konzeptionalisiert. Diese Beispiele sind keine Randerscheinung, sondern dokumentieren, wie sich Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler an einem Traditionsbestand – dem modernen autonomen Subjektmodell – abarbeiten, der bis heute noch in viele Bereiche ausstrahlt.

Biographische (Un-)Sicherheit in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren

Der verbreitete Wunsch nach Sicherheit nach den Kriegserfahrungen des Zweiten Weltkriegs und das anhaltende und stabile Wirtschaftswachstum prägten die Erfahrungen und Erwartungen bezüglich der individuellen und gesellschaftlichen Zukunft in der Bundesrepublik. Vor diesem Hintergrund etablierten sich Theorietraditionen, die das Subjekt und seinen gesellschaftlichen Kontext als sich wechselseitig beeinflussende und gegenüberstehende Einheiten sahen. In ordnungstheoretischer Tradition (z.B. Gehlen, Erikson, Parsons) wurde auf die Frage abgezielt, wie soziale Ordnung möglich ist und die Integrationsperspektive betont. Sicherheit erscheint vermittelt durch stabile soziale Kontexte, welche die Entwicklung einer stabilen Identität fördern würden. Eine Vervielfältigung und Verunklarung von Optionen sowie eine Destabilisierung der Handlungskontexte erscheinen aus dieser Perspektive generell verunsichernd. Die Gegenposition betonte dagegen das Problem der Identitätsbehauptung gegenüber (totalitären) Strukturzumutungen (z.B. Adorno, Horkheimer). Unter dem Eindruck Nazi-Deutschlands stellte sich die Frage, wie Widerstand gegenüber totalitären Regimen und Gesellschaftsformationen denkbar und möglich ist.

Beide Positionen sind sich jedoch bei allen Unterschieden darin einig, dass die Kohärenz und Stabilität von Identität als Kern des modernen Subjektmodells von entscheidender Bedeutung ist, um die Handlungsfähigkeit der Gesellschaftsmitglieder zu gewährleisten. In diesem Sinne erscheinen Uneindeutigkeit der Identität immer als negativ und Eindeutigkeit als positiv. Auch wenn diese Gleichsetzung in vielerlei Hinsicht der empirischen Wirklichkeit entsprechen mag, verdeckt die generalisierende Argumentationslinie das komplexe Wechselspiel zwischen Eindeutigkeit und Mehrdeutigkeit bzw. Sicherheit und Unsicherheit, die mal Willkommen heißen und mal erlitten werden.

Das komplexe Wechselverhältnis kommt nur dann in den Blick, wenn die Verstrickungsverhältnisse von Mehrdeutigkeiten, Eindeutigkeiten und Sicherheits- bzw. Unsicherheitsgefühle jeweils für sich genommen untersucht und nicht theoretisch erschlossen oder vorausgesetzt werden.

So sollte in der Migrationsforschung recht früh »entdeckt« werden, dass die Gleichsetzung von Migration mit Verlust- und Unsicherheitserfahrungen viel zu schnell und viel zu einseitig die vielschichtigen und auch positiven Erfahrungen homogenisiert (z.B. Breckner 1994). Die Erfahrung »zwischen« den Kulturen zu stehen wird eben nicht nur als ein negatives Hin- und Hergerissen-Sein beschrieben, sondern auch positiv gewertet.

(Un-)Sicherheit und Ungleichheit in den 1980er und 1990er Jahren: Institutionenabhängige Individuallagen, semantische Individualisierung und ökonomische Freisetzung

Der Diskurs in der Ungleichheitsforschung wurde seit Mitte der 1980er Jahre zunehmend von Becks These eines erneuten Individualisierungsschubs bestimmt. Die These richtete sich gegen die Klassenorthodoxie der Ungleichheitsforschung. Behauptet wurde eine zunehmende Auflösung von herkömmlichen Klassenidentitäten zugunsten individualisierter Lebens- und Selbstzurechnungsformen (Beck 1986). Dies würde vor allem durch zwei Entwicklungen befördert: Einem allgemeinen Wohlstandszuwachs, der zwar nicht die Ungleichheitsrelationen verändert, aber am unteren Ende des gesellschaftlichen Schichtungssystems für eine weitreichende Verflüchtigung von Lebensformen sorgt, die durch unmittelbare materielle Not bestimmt sind. Zudem würden Bildungsungleichheiten – vor allem zwischen den Geschlechtern – ausgeglichen. Frauen und Männer partizipieren mittlerweile in zunehmend gleichem Maße am Bildungssystem und erwerben ähnlich hohe Schulabschlusszertifikate.

(Berufs-)biographische (Un-)Sicherheiten erscheinen nicht mehr als primär klassenspezifisches Schicksal, sondern werden insoweit in den Blick genommen, wie sie als Ausdruck einer neuen Reproduktionslogik gelten können. Der analytische Blick richtet sich auch auf die neuen (ökologischen) Risiken und Unsicherheiten, die sich jenseits traditioneller klassen- und schichtspezifischer Verteilungsmechanismen etablieren und für die Reproduktion der Gesellschaft an Bedeutung gewinnen (Beck 1986).

Gleichwohl die These von der institutionellen Individualisierung ambivalent formuliert ist – sie kann gelingen aber auch scheitern – ist sie vor allem als Norm gedacht: Der einzelne muss sich selbst »als Planungsbüro« begreifen, wenn er nicht systematisch benachteiligt werden will. Hier geht das sich im Rahmen eines verstärkenden Neoliberalismus etablierende Modell des homo oeconomicus zusammen mit den von Beck betonten Gestaltungswünschen und Autonomiebestrebungen von Traditionsbeständen und begründet eine sich rasch ausbreitende gesellschaftliche Selbstbeschreibung. Damit liegt Becks These im Zeitgeist, der sich auch in anderen Theorien zeigt – beispielsweise in der Sozialisationsforschung in den Konzepten der »Selbstsozialisation« oder des »produktiv die Realität verarbeitenden Subjekts« (vgl. Bauer 2002).

In diesem Sinne kann zwar in Ansätzen institutionalisierter Individualisierung gezeigt werden, dass etwa mit der staatlichen Alimentierung von Ein-Eltern-Familien neue individuelle Handlungsspielräume entstanden sind (Leisering 1997). Was in der generalisierten Hypothese jedoch aus dem Blick gerät, sind die unterschiedli-

chen objektiven und subjektiven Konstitutionsbedingungen von Handlungsfähigkeit. Viele mittelstandsorientierte Lebensstilansätze folgen dementsprechend einer Logik bei der Handlungsfähigkeit immer schon vorausgesetzt ist, was berechtigt erscheinen mag, so lange man sich auf Gruppen vergleichbarer materieller und kultureller Ressourcenlagen bezieht (vgl. Garhammer 2000: 305), sonst jedoch systematisch darüber hinausgehende Ungleichheitsverhältnisse ausblendet.

Soweit in allgemein formulierten Ansätzen der Individualisierung, die auf den Zuwachs von Entscheidungszwängen/-möglichkeiten abstellen, die Qualitäten wie Quantitäten von Entscheidungssituationen und die mit ihnen einhergehenden drohenden Folgen nicht hinreichend berücksichtigt werden, bleiben die Analysen jedoch lebensfern. Die idealtypische individualisierte Gesellschaft ist noch nicht erreicht, und beobachtbare Reproduktionsmechanismen sozialer Ungleichheit zwischen traditioneller moderner Gesellschaft und individualisierter Gesellschaft stellen die heutige Lebensrealität dar. Zwar verschleiern Selbstverantwortlichkeitssemantiken (und zwar nicht nur als von außen auferlegte Ideologien, sondern auch als Ausdruck gewollter autonomer Gestaltungswünsche) Herkunftsungleichheiten, da sie dies aber recht erfolgreich tun, erwachsen daraus wenig Solidarisierungseffekte.

Ein Blick in ein europäisches Nachbarland, Großbritannien kann fruchtbare Hinweise auf systematische Unterschiede im Risikoerleben unterschiedlicher Bevölkerungskreise geben auch wenn individualisierte Selbstzuschreibungen dominieren. Bei aller Vorsicht, die ein Vergleich zwischen sozio-kulturell und institutionell so unterschiedlich verfassten Nationen gebietet, können die Daten als Hinweis auf Strukturbildungen gelten, wenn staatliche Absicherung zurückgefahren und stattdessen soziale Sicherung zunehmend auf die Gesellschaftsmitglieder abgewälzt wird. Eine erste Auswertung der Ergebnisse des National Risk Surveys (Cebulla u.a. 2004) zeigt, dass Risiken nach wie vor schichtspezifisch variieren, wobei untere soziale Schichten eher ökonomischen Risiken (z.B. Einkommensverlust/-verringering, Arbeitsplatzverlust) ausgesetzt sind, während obere soziale Schichten häufiger Lebensstilrisiken (schlechte Beratung/Service, Krankheit) erfahren. Dabei scheinen die Angehörigen unterer sozialer Schichten insgesamt besorgter zu sein als jene höherer. Interessanter ist, dass die Befürchtungen jedoch nicht in gleicher Weise mit dem persönlichen Erleben zu variieren scheinen, was zumindest auf einen lockeren Zusammenhang zwischen objektiver Lage und Bewusstseinsform verweist. Das spricht dafür, dass der Weg zurück zur Klassenorthodoxie genauso verstellt ist, wie Autonomie- oder Beliebighkeitsunterstellungen hinsichtlich individueller Handlungsmuster.

Relationale Konzepte und Emotionen

Aus den vorangegangenen Überlegungen kristallisieren sich zwei Aspekte heraus:

1. Empfehlen und teilweise beobachten lässt sich eine Hinwendung zu relationalen Konzepten. Anstelle eines überhöhten autonomen Subjektmodells (als unbestrittenem Ideal) kommen mehr und mehr Konzepte relationaler Autonomie (feministische Forschung/Frauenforschung) und des wechselseitigen Konstitutionsverhältnisses von Subjekt und Kontext in den Blick. Statt einer Überbetonung von Autonomieanteilen, wie es etwa dem Konzept der Selbstsozialisation vorgeworfen wird (Bauer 2002, 2004), müssen die Konstitutionsbedingungen der Verhältnisse von Autonomie und Abhängigkeit rekonstruiert werden. Es kann nicht mehr mit der einfachen Formel »mehr Autonomie ist positiv, weniger Autonomie ist negativ« gearbeitet werden, sondern Qualität und Quantität von Unsicherheitserfahrungen und Risikoperzeption rücken in den Vordergrund.
2. Affekt und Emotion kommen als eigenständiger Bereich in den Blick. Wenn nicht mehr von bestimmten sozialstrukturellen Bedingungskonstellationen umstandslos auf Leiden geschlossen werden kann, stellt sich die Frage, wann und inwieweit Unsicherheitserfahrungen und Risikowahrnehmung zu einem bestimmenden Faktor für die Lebensgestaltung werden. Hier verbinden sich persönliche mit klassen-/milieuspezifischen Faktoren, die entsprechend zu rekonstruieren wären.

Sackgassen und Perspektiven

Auf der Grundlage der vorangegangenen Erörterungen kann abschließend festgehalten werden:

In der Forschung um (Un-)Sicherheit kann es heute nicht mehr um generalisierende Forderungen nach mehr Autonomie und weniger Unsicherheit gehen. Vielmehr müssen Sicherheits-Unsicherheitsrelationen und die Fragen »Wie viel?« und »Wovon?« zum Thema gemacht werden. Der Maßstab absoluter Handlungsautonomie (homo oeconomicus) blendet die ermöglichenden Konstitutionsbedingungen des Subjekts und seiner Handlungsfähigkeit aus. Diese Konstitutionsbedingungen müssen jedoch erörtert werden, wenn das Zusammenspiel von sozialstrukturellen und individuellen Aspekten bei der Reproduktion und Modifikation sozialer Ungleichheitsstrukturen untersucht werden sollen.

Ebenso unangemessen erscheinen kognitivistische Analysen von Unsicherheit, die die subjektive Wahrnehmung und emotionale Einbettung solcher Kognitionen ausblenden, die als Maßstab für die subjektive Relevanz und Bewertung dienen können. Risiken und Unsicherheiten sind subjektiv und emotional und können deswegen häufig gerade nicht generalisierend bewertet werden.¹ Gleichwohl sind sie nicht beliebig, sondern auf erlebte »objektive« Bedingungskonstellationen bezogen.

Schließlich blenden partikularistische Analysen von Unsicherheit die kumulative Wirkung unterschiedlicher Unsicherheiten aus, die jede für sich genommen keineswegs desaströs sein mögen, aber in ihrer Gesamtheit (Unsicherheitsbilanz) zu einer dauerhaften Belastung mit spezifischen Folgen für die Wahrnehmung von Unsicherheit und die Lebensgestaltung insgesamt sein mögen.

Literatur

- Baethge, Martin (1988), *Jugend, Arbeit und Identität: Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen: eine Studie des Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen*, Opladen.
- Bauer, Ullrich (2002), »Selbst- und/oder Fremdsocialisation: Zur Theoriedebatte in der Sozialisationsforschung«, *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, Jg. 22, S. 118–142.
- Bauer, Ullrich (2004), »Keine Gesinnungsfrage. Der Subjektbegriff in der Sozialisationsforschung«, in: Geulen, Dieter/Hermann, Veith (Hg.), *Sozialisationsforschung interdisziplinär*, Stuttgart, S. 61–91.
- Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M.
- Behringer, Luise (1998), *Lebensführung als Identitätsarbeit: der Mensch im Chaos des modernen Alltags*, Frankfurt a.M./New York.
- Berger, Peter A. (2004), *Welche Gleichheit, welche Ungleichheit?: Grundlagen der Ungleichheitsforschung*, Wiesbaden.
- Breckner, R. (1994), »Ich war immer froh, Entwurzelter zu sein«, in: Balla, Bálint/Geier, Wolfgang (Hg.), *Zu einer Soziologie des Postkommunismus. Kritik, Theorie, Methodologie*, Hamburg, S. 37–50.
- Cebulla, Andreas/Cox, Lynne/Smith, Noel, (2004), Risk: Experience of and Attitudes Towards Risk – Results from a GB Survey. BSA Risk & Society Group and IGBIS Conference, Nottingham.
- Garhammer, Manfred, (2000), »Das Leben: eine Stilfrage – Lebenstilforschung hundert Jahre nach Simmels »Stil des Lebens««, *Soziologische Revue*, Jg. 23, S. 296–312.
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechthild/Braemer, Gudrun (1996), *Lebensplanung junger Frauen: zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe*, Weinheim.

¹ Dass es sich hier um ein ernsthaftes Problem handelt, spiegelt sich auch in dem jüngst verstärkten Diskurs über die normativen Grundlagen der Ungleichheitsforschung wider (Müller/Wegener 1995; Berger/Schmidt 2004). Die vereinfachenden Annahmen, dass jegliche Unterschiedlichkeit – etwa an Einkommen – ein moralisch anstößiger Sachverhalt sei, wie manche Forschung nahe legen mag, ist zumindest eine so kaum haltbare oder sinnvolle Annahme.

Müller, Hans-Peter (1995), *Soziale Ungleichheit und soziale Gerechtigkeit*, Opladen.

Wohlrab-Sahr, Monika (1993), *Biographische Unsicherheit*, Opladen.

Zinn, Jens/Eßer, Felicitas (2003), »Die Herstellung biographischer Sicherheit in der reflexiven Moderne«, *Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, Jg. 16, H. 1, S. 46–63.

Zinn, Jens O. (2004), »Health, Risk and Uncertainty in the Life Course: A Typology of Biographical Certainty Constructions«, *Social Theory & Health*, Jg. 2, S. 199–221.